



Illustration: Christine Rösch für DIE ZEIT

# Die Überschätzten

Lehrer mit Migrationshintergrund sollen Einwandererkindern Vorbild sein und Brücken bauen. Doch ihr Einfluss ist gering **VON MARTIN SPIEWAK**

Es gibt viele Arten von Forschungsfragen. Besonders interessant sind solche, auf die jeder die Antwort zu kennen meint und die deshalb niemand stellt. Stimmt-es-eigentlich-Fragen könnte man sie nennen. Martin Neugebauer scheint so ein Stimmt's-Frager zu sein. Zum Beispiel schien es ausgemacht, dass Jungen schlechter in der Schule sind, weil zu wenige Männer sie unterrichten. Bis Neugebauer gemeinsam mit Kollegen herausgefunden hat, dass das Geschlecht des Lehrers für die Leistungen der Schüler – egal ob Mädchen oder Jungen – keine Rolle spielt.

Nun hat Neugebauer, der an der Freien Universität in Berlin empirische Bildungsforschung lehrt, eine neue Frage gestellt: Was bringt es Schülern mit Migrationshintergrund, wenn sie häufiger von ebensolchen Lehrern unterrichtet werden?

Das zahlenmäßige Missverhältnis an deutschen Schulen ist offensichtlich: 37 Prozent der Erstklässler stammen aus einer Einwandererfamilie, von den Lehrern sind es nur sechs Prozent. Die Schlussfolgerung daraus leuchtet unmittelbar ein: Viele Schüler fühlen sich und ihre Kultur nicht voll akzeptiert. Und auch die Forderung liegt auf der Hand: Die Kollegien brauchen in ihren Reihen mehr Lehrer mit türkischen, russischen oder arabischen Wurzeln. Als Vorbilder, die es selbst geschafft haben, und Brückenbauer in die Familien. Damit sich die Schüler mit Migrationshintergrund in der Schule besser verstanden wissen und ihre – im Schnitt immer noch unterdurchschnittlichen – Leistungen verbessern.

Dieser Logik folgt die deutsche Schulpolitik seit Jahren in seltener Einmütigkeit. 2007 haben sich die Bundesländer im Nationalen Integrationsplan verpflichtet, die Zahl der Lehrer mit Migrationshintergrund beträchtlich zu steigern. Stiftungen vergeben Stipendien und organisieren Schülercampus, auf denen Abiturienten aus Einwandererfamilien der Lehrerberuf schmackhaft gemacht wird. Kultusministerien schalten Anzeigen (»Vielfalt bildet«),

legen Quoten für Referendare fest und ebnen Studenten aus der Zielgruppe mithilfe von Mentoren, Konferenzen und Netzwerken den Weg in die Schule.

Trippelschrittweise werden die Kollegien bunter. In Berlin und Stuttgart tragen mittlerweile erste Schulleiter nichtdeutsche Namen, Bremen hat eine afrikanischstämmige Oberschulrätin. Als vorbildlich erweist sich Hamburg. Hier kann immerhin knapp ein Viertel aller Referendare eine Migrationsgeschichte vorweisen – und sich nun als das von Experten gepriesene »Rollenmodell« und als »interkultureller Lernhelfer« im Klassenzimmer profilieren.

## Was nützt einer Pädagogin Farsi bei einer albanischen Familie?

Aber sehen die Betroffenen sich in dieser Rolle überhaupt? Was ist, wenn sie eigentlich nur Chemie oder Deutsch unterrichten wollen und nicht auch noch, wie man sich in Deutschland integriert? Und: »Tragen Lehrkräfte mit Migrationshintergrund zur Reduktion ethnischer Bildungs Nachteile bei?«

So hieß die Forschungsfrage, die Martin Neugebauer und sein Team in diesem Jahr stellten. Als Grundlage diente den Wissenschaftlern eine große Stichprobe von Schülern aus den neunten Klassen, mit der die Kultusministerkonferenz alle drei Jahre die Kompetenzen der Neuntklässler in den Bundesländern messen lässt. 2008 wurde hierbei erstmals die Herkunft der Schüler und ihrer Lehrer erhoben. So konnte man messen, welchen Vorteil es für einen Migrantenschüler hat, wenn sein Lehrer selbst eine Einwanderungsgeschichte mitbringt.

Die Antwort lautet: Es hat gar keinen Vorteil. Weder werden die in den Vergleichstests gemessenen Lernleistungen noch die Noten besser, wenn ein Lehrer mit Migrationshintergrund am Smartboard steht. Die untersuchten Lesekompetenzen deuten sogar ein klein wenig in die entgegengesetzte Richtung. Im Fazit der bislang unveröffentlichten Studie heißt es: »Die Befunde mahnen vor zu hohen Erwartungen, was die besonderen Kompetenzen und

Ressourcen von Lehrkräften mit Migrationshintergrund betrifft.«

Überrascht haben Neugebauer die Resultate allerdings nicht. Schon im vergangenen Jahr hatte der Professor zusammen mit seinem Mannheimer Kollegen Oliver Klein den Einfluss von Pädagogen mit Zuwanderungsgeschichte untersucht. Nicht in der Schule, sondern in der Kita.

Die Ergebnisse standen – vorsichtig formuliert – auch etwas quer in der derzeitigen bildungspolitischen Landschaft. Denn für Sprachkenntnisse oder das Zahlenverständnis der Vorschüler offenbarte sich der Migrationshintergrund der Erzieher als »irrelevant«; beim Sozialverhalten zeigten sich »leicht negative Effekte«. Selbst die erhoffte Brückenfunktion der Erzieher in die Migrantenfamilien erwies sich als Wunschdenken: Die Erzieher pflegten keine intensiveren Kontakte zu den entsprechenden Eltern.

Warum wirkt sich die Herkunft der Lehrer nicht positiver auf ihre Schüler aus? Die vielen Initiativen für mehr Migranten in den Lehrerzimmern berichten schließlich durchweg von Erfolgsgeschichten. In einer Dokumentation des Hamburger Netzwerks »Lehrkräfte mit Migrationsgeschichte« ist von höherer »Bindung und Vertrautheit« die Rede, einem »besseren Zugang« und »multikulturellen Erfahrungen als Türöffner«. Doch die Anekdoten spiegeln sich bislang nicht in der Empirie wider. Handelt es sich wie oft in der Pädagogik um eine gefühlte Wahrheit?

Zumindest scheint die migrantsche Herkunft als Qualitätsmerkmal überbewertet. Dafür dürften die Klassenzimmer mittlerweile auch zu divers sein. So wird sich ein Schüler aus einer vietnamesischen Familie einem türkischstämmigen Lehrer nicht näher fühlen als dessen deutschem Kollegen. Auch erscheint es zweifelhaft, dass eine Farsi sprechende Pädagogin einen besonders guten Zugang zu einer albanischen Familie hat.

Interessanterweise zeigen sich die Pädagogen mit Migrationshintergrund bei dem Thema selbst gespalten. So berichten in einer Befragung der FU

Berlin aus dem Jahr 2012 rund 70 Prozent von ihnen, dass sie sich besonders für den Bildungserfolg von Kindern aus Familien von Einwanderern einsetzen würden. In Studien der Essener Erziehungswissenschaftlerin Carolin Rotter dagegen hadert ein Teil der Lehrer mit ihrer Rolle. Sie wollen nicht als »Ausländerexperten« oder die »Migrantentanten« gesehen werden, sondern als gute Lehrer.

Dazu passt eine Untersuchung von Forschern der PH Heidelberg zur Mehrsprachigkeit in Kindergärten. Es gilt heute als wichtige pädagogische Aufgabe in der Kita, neben Deutsch auch die Muttersprache zu würdigen und zu pflegen. Für Erzieher, die selbst mit einer anderen Sprache aufgewachsen sind, dürfte das kein Problem sein. Denkt man – und denkt ziemlich falsch.

## Kulturelle Sonderbotschafter brauchen die Lehrerzimmer nicht, Vielfalt aber schon

Denn gerade sie pflegen eine »starke Fokussierung auf das Erlernen der deutschen Sprache«, wie es in der Studie heißt, und zwar deutlich stärker als Erzieherinnen ohne Migrationshintergrund. Man könnte das – wie die Autoren – als kulturelle Überangepasstheit deuten oder aber als Erfahrung, dass man im Zweifelsfall auf Arabisch oder Russisch eher verzichten kann als auf gute Deutschkenntnisse. Fakt ist: Die Migrantepädagogen erfüllen nicht die in sie gesetzten Erwartungen.

Es wird noch dauern, bis es in unseren Lehrerzimmern kulturell so verschiedenartig zugeht wie in unseren Klassenzimmern. Und die Empirie zu Multikulti im Kollegium ist noch recht dünn. Bislang jedoch legt sie eine Botschaft nahe: Man sollte die Bedeutung der Herkunft eines Lehrers nicht überschätzen – so wie auch die Herkunft eines Schülers per se nichts über seine Fähigkeiten aussagt. Weit wichtiger als die Frage, wo jemand geboren wurde, dürfte sein, was er gelernt hat. Das heißt, ob ein Lehrer Türkisch spricht, aus der vietnamesischen Kultur stammt oder selbst Diskrimi-

nierung erfahren hat, wirkt sich auf den Lernfortschritt seiner Schüler weniger aus als seine Fachkenntnisse in Mathematik oder die Fähigkeit, die Klasse vor ihm nicht zu langweilen.

Der neuseeländische Forscher John Hattie hat all das, was die Bildungswissenschaften über guten Unterricht wissen, einmal so zusammengefasst: Wichtig ist, was man nicht sieht. Nicht die Ausstattung einer Schule oder die Größe der Klassen bestimmen, was Schüler lernen, sondern das, was sich konkret im Unterricht abspielt. Wahrscheinlich gehören die Merkmale der Lehrer – Mann oder Frau, jung oder alt, biodeutsch oder migrantisch – in diesem Sinn zu den weniger relevanten Kriterien bei der Frage, ob Schule erfolgreich ist oder nicht.

Ein wenig erinnert die Annahme eines naturwüchsigen Expertentums der Migrantlehrer an die Persönlichkeitsthese aus den fünfziger Jahren. Danach konnte man den Lehrerberuf nicht studieren, sondern musste die pädagogischen Fähigkeiten »einfach mitbringen«. Heute weiß man, dass das weitgehend Unsinn ist. Unterrichten kann man durchaus erlernen, muss es sogar.

Das heißt: Der Umgang mit Migrantenschülern ist weder eine spezielle Aufgabe von Migrantepädagogen – noch deren Privileg. Jeder Lehrer muss mit jedem Schülern zurechtzukommen. Dafür muss er heute nicht nur Physik, Geschichte oder Sport vermitteln können, sondern in jedem Fach auch Deutsch. Er sollte wissen, wie man Ostern feiert und wie das Opferfest, und sich darüber im Klaren sein, dass ein Flüchtlingskind mehr Unterstützung benötigt als ein Akademikersprossling.

Interkulturelle Sonderbotschafter braucht man keine in der Schule, Vielfalt im Lehrerzimmer dagegen natürlich schon. Erst wenn es egal ist, ob ein Lehrer Mutlu oder Müller heißt, eine Schulleiterin weiße oder schwarze Haut hat, eine Lehrerin Kopftuch trägt oder nicht, ist die Einwanderungsgesellschaft in der Schule angekommen.